

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	45 (1969-1970)
Heft:	15
Artikel:	Problematik der Entwicklungshilfe : schlechtes Klima für rosa Brillen
Autor:	Stucky-Schaller, Margrit
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079371

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schlechtes Klima für rosa Brillen

Margrit Stucky-Schaller

In den Sechzigerjahren tauchten junge Deutsche auf Fahrrädern im motorisierten Straßenbild von Tripolis auf: Entwicklungshelfer. Sie verschwanden, einer nach dem andern, allmählich wieder. Einige — wahrscheinlich die idealistischsten unter ihnen — als erbitterte Gegner jeder Entwicklungshilfe.

Voll guten Willens, das ihre beizutragen zur Völkerverständigung, hatten sich diese jungen Automechaniker bereiterklärt, gegen ein kleines Taschengeld als «Ausbilder» in der Regierungsgarage zu arbeiten. Auf diesem Wege geschickte Einheimische zu Mechanikern auszubilden, schien eine vernünftige Zwischenlösung zu sein, bis technisch geschulter Nachwuchs da war.

Unerwünschte Solidarität

Die Ausbilder, durchwegs kluge, gutmütige junge Männer, waren nicht ungeübt im Umgang mit Lehrlingen. Sie wussten, dass sie mit Analphabeten zu tun und dass sie mit Misstrauen zu rechnen hatten. Solidarität, dachten sie, ist der Schlüssel zur Völkerverständigung. Sie radelten also auf ihren alten Fahrrädern zur Arbeit in einer Stadt, wo schon Haus-Boys anfingen, sich Autos anzuschaffen, assen in der Mittagspause das libysche Einheitsmenu des armen Mannes: Fladenbrot, gefüllt mit höllisch gewürztem Thunfisch, und schlürften süßen Tee aus winzigen Gläsern. Vielleicht erlaubte sich der eine oder andere einen sehnsuchtsvollen Gedanken an sein gewohntes Bier — aber Alkohol ist Moslems verboten. Die Frage nach ihrem Einkommen beantworteten sie nicht ohne Stolz wahrheitsgemäß: es war weniger als jeder der «Lehrlinge» verdiente. Sie wussten nicht, dass sie damit in den realistischen Gemütern ihrer braunen Brüder das erste Misstrauen gesät hatten. Für ein Taschengeld verkauften also diese Deutschen ihre Fähigkeiten! Da musste doch irgendetwas faul sein! Entweder waren sie handelsuntüchtig, was von entsetzlicher Dummheit zeugte — oder sie

wollten etwas... Vielleicht waren es Spione?

Die Deutschen wurden gut beobachtet. Vieles sprach in den Augen der Einheimischen für Dummheit. Sie befahlen wenig. Sie packten mit an, obwohl sie die «Meister» waren. Keine Schmutzarbeit war ihnen zu gering. Man musste sich nur ungeschickt genug anstellen, dann krochen sie unter die Wagen, während man unterdessen einen Tee trank. Passierte ein Ungeeschick, verloren sie nur selten die Geduld; oft nahmen sie es sogar dem Chef gegenüber auf ihre Kappe. Sie konnten lesen und schreiben und wussten ungeheuer viel, lernten sogar Arabisch — und doch krochen sie weiter unter die schmutzigen Autos, anstatt im weissen Hemd an einem Schreibtisch «Boss» zu sein.

Als die Garage immer mehr Aufträge bekam wegen der zuverlässigen Deutschen, wurde der Druck auf die Entwicklungshelfer zu gross. Sie konnten nicht zusehen, wie sich auf der einen Seite die Arbeit häufte, auf der andern jedoch kaum Fortschritte erzielt wurden, weil die Alis und Mohneds nicht mitmachten. Vielleicht war ihnen nicht klar, wie viel schwerer es die Libyer hatten als sie, «mitzumachen», sich solidarisch zu fühlen mit den überlegenen Fremden, mit dem Chef, der unendlich viel mehr Geld verdiente als sie, oder gar mit den Autobesitzern, die ihre Wagen zuschanden gefahren hatten. Sie schauten zu, wie sich die Deutschen mit der Energie des Zielbewussten auf die Arbeit stürzten. Diese hatten sich auf einen letzten Versuch mit dem guten Beispiel verlegt und schufteten Tag und Nacht. Und verscherzten sich damit die letzten Reste von Prestige.

Aber allmählich verschwanden die jungen Entwicklungshelfer auf ihren Fahrrädern aus dem Strassenbild Tripolis.

Der rostende Fischkutter

In Tripolis gibt es von allen Fischmärkten am Mittelmeer die teuersten Fische zu kaufen. Fragt man nach

dem Grund, bekommt man von den Einheimischen die mit vielen Arabesken geschmückte Geschichte vom Marsch der Fischer auf das Rathaus zu hören. Sie sollen mit ihrem penetranten Fischgeruch bis jetzt jeden Versuch des zuständigen Ministers, die Fischpreise festzusetzen, im Keim ersticken haben. Die Geschichte mag wahr sein oder gut erfunden — Tatsache ist, dass vor den libyschen Küsten noch gefischt wird wie vor Jahrhunderten. So ist es möglich, dass die Japaner dort die meisten Thunfische fangen.

Der missglückte Versuch der deutschen Entwicklungshilfe, die Fischerei zu modernisieren, mag ein Beispiel dafür sein, mit wieviel Unbekannten psychologischer Art zu rechnen ist, selbst wenn man sich auf ein naheliegendes und bitter nötiges Projekt einlässt.

Herr Grunert, der den neuen, modernen Fischkutter nach Tripolis brachte und dableb, um Fischer auszubilden, war ein erfahrener Mann sowohl in seinem Beruf als auch im Umgang mit Leuten seiner Berufsgattung. Im Gegensatz zu den jungen Mechanikern schwärzte er nicht für Völkerverständigung. Er wollte nichts weiter als fortschrittliche Fischer aus seinen Leuten machen. Die nötige Autorität fehlte ihm nicht.

Auch sein Gastspiel dauerte jedoch nicht lange. Die «Lehrlinge» waren bald, einer nach dem andern, morgens einfach ausgeblieben. Die Letzten sagten, wegen eines Fremden stünden sie nicht schon vor der Sonne auf. Lange Zeit rostete der moderne Fischkutter am Strand vor sich hin. Dann hat ihn eines Nachts ein Sturm mitgenommen.

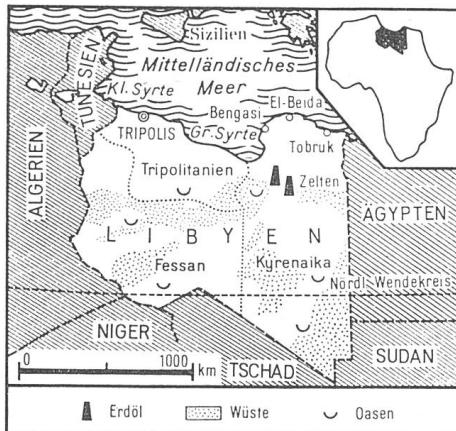
Der irische Tabib

Patrick war Arzt und Missionar. Als die Regierung seine Mission schloss und ihn hinauswarf, weil der Islam Staatsreligion ist und jede Mission verboten wurde, ging er mit Frau und Kindern nach Kairo. Er studierte die in Nordafrika am häufigsten auftretenden Krankheiten und kam zurück,



Politik des Herzens

«Unvorstellbar primitiv, diese Farbigen. Wie sollen sie ohne Entwicklungshilfe jemals unsere Tanks und Kanonen kaufen können, solange sie so arm sind, dass sie ihre Kriege mit selbstgebastelten Bomben führen müssen.»



Libyen, arabischer Maghreb-Staat mit 1 759 540 Quadratkilometern zwischen Tunesien und Algerien im Westen, Ägypten und dem Sudan im Osten, Niger und Tschad im Süden, zählt etwa eineinhalb Millionen Einwohner. Der Name Libyen, seit der byzantinischen Besetzung verschwunden, wurde 1911 von den Italienern als offizielle Bezeichnung des von ihnen eroberten Territoriums wieder eingeführt. Die Stammesrevolten gegen die Italiener ließen aber bis zum Zweiten Weltkrieg nicht nach, worauf Frankreich und England gemeinsam die Verwaltung wieder aufrichteten. 1947 garantierte die UNO, Libyen 1949, spätestens 1952 die Unabhängigkeit zu geben. Am 24. Dezember 1951 war es so weit und der nationale Widerstandsheld Idris al-Sanussi übernahm als König die Führung des Staates. Ein Militärputsch im September 1969 stürzte den König und rief die Republik aus. Libyen ist heute eines der reichsten Länder Nordafrikas. Als 1959 Erdöl gefunden wurde, interessierten sich zahlreiche ausländische Unternehmen und Staaten, und im letzten Jahr ist es mit 150 Millionen Tonnen zum wichtigsten Ölproduzenten Europas geworden und soll vom nächsten Jahr an hinter den USA zum zweitgrößten nichtkommunistischen der ganzen Welt werden. In weniger als zehn Jahren ist das jährliche Durchschnittseinkommen pro Kopf von 40 auf 800 Dollar gestiegen. Das neue Regime wird aber grosse Mühe haben, gleichzeitig die politische Unabhängigkeit und die ausgeglichene Wirtschaftsentwicklung zu garantieren. Zunächst hat es nur beschlossen, die ausländischen Militärbasen von seinem Territorium zu verweisen.

als praktischer Arzt. In einem engen Gäßchen der «Kasbah» wohnte er und hielt dreimal in der Woche Sprechstunde für die Armen.

Die Tür wurde morgens um sieben geöffnet von Musa, dem dicken, halbblinden Türhüter, der achtgab, dass die männlichen Patienten die Schlanke stehenden Frauen nicht wegdräng-

ten und dass dem Tabib, dem Doktor, die Tür seines winzigen, fensterlosen Sprechzimmers nicht eingedrückt wurde. Pat untersuchte schnell und kundig Tuberkulose, Unterernährte, Augenkranke, rachitische Kinder, Alte, Rheumatische... Es gab kaum Malaria und wenig Lepra. Aber Frauen, die keine Kinder bekamen, oder solche, die keine mehr wollten, Leute mit Geschwüren und viele Säuglinge mit entsetzlich wunden Gesässen. Oft kamen zweihundert Patienten an einem Vormittag. Er hatte für jeden ein freundliches Wort in seinem irischi gefärbten Arabisch, einen aufmunternden Klaps und einen Zettel fürs Behandlungszimmer, wo Patsy, seine Frau, amtierte. Mit einer kanadischen Krankenschwester und einer angelehrten, geschickten schwarzen Libyerin gab sie Medikamente aus, verabreichte Spritzen, wies Mütter in der Säuglingspflege an, schnitt Geschwüre auf und zeigte zwischenhinein freiwilligen «westlichen» Helferinnen im Hintergrund, was zu tun war. Dort wurden Arzneimittel, die in Grosspakkungen von der Mission kamen, in selbstgesammelten Zündholzschachteln, Babyfood-Gläsern und Aluminiumfolien bereitgestellt und arabisch etikettiert.

Die Konsultation kostete umgerechnet drei Schweizerfranken für diejenigen, die bezahlen konnten. Patrick hatte nie den Eindruck, dass er in dieser Beziehung ausgenutzt wurde. Oft genug aber griff er in die Kartonschachtel mit dem Honorargeld, die offen stand, und steckte einem Kranken das Fahrgeld für eine Pferdedroschke zu. Patsy verteilte Kinderkleider, die sich aber gelegentlich im Suk zum Verkauf wiederfanden. Der Tabib hatte einen guten Namen und jeder kannte ihn. Patsy konnte spät nachts durch die engen Gäßlein nachhausekommen, ohne belästigt zu werden und ohne an Respekt zu verlieren, obwohl sich das für eine Frau nicht schickte.

Trotz allem wurde Pat angefeindet. Die verrücktesten rufschädigenden Gerüchte zirkulierten über ihn — teils,

weil er dem staatlichen Gesundheitsdienst Konkurrenz machte, der zwar gratis war, jedoch nur Rezepte ausgab und die Kranken anwies, die Medikamente in der Apotheke zu kaufen; vor allem aber war die Feindschaft darauf zurückzuführen, dass die Araber Handelsvölker sind, die christliche Nächstenliebe nicht einzuordnen wissen. «Sehen Sie», sagte mir einmal ein Bekannter, «da sind uns die Ägypter lieber. Wir wissen genau, sie wollen unser Geld. Alles, was sie für uns tun, dient dazu, ihren Einfluss zu verstärken, weil sie hoffen, Libyen zu annexieren. Wir wissen, woran wir sind. Das ist ein faires Geschäft.»

Die Libysche Sozialistische Revolution hatte keine Verwendung mehr für Pat. Nur noch für seinen Hausrat.

Glücklich das Brautpaar,
das bei
Möbel-Pfister
wählt!

Ausssteuer-Schau 70 —
einfach bezaubernd!

Möbel-Pfister

SUHR b. Aarau, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Biel, Lausanne, Genf, Delsberg, Neuenburg, Winterthur, Zug, Luzern, Bellinzona